

Hopf, Christel

Autoritarismus und soziale Beziehungen in der Familie. Qualitative Studien zur Genese autoritärer Dispositionen

Zeitschrift für Pädagogik 36 (1990) 3, S. 371-391



Quellenangabe/ Reference:

Hopf, Christel: Autoritarismus und soziale Beziehungen in der Familie. Qualitative Studien zur Genese autoritärer Dispositionen - In: Zeitschrift für Pädagogik 36 (1990) 3, S. 371-391 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-145511 - DOI: 10.25656/01:14551

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-145511>

<https://doi.org/10.25656/01:14551>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Zeitschrift für Pädagogik

Jahrgang 36 – Heft 3 – Mai 1990

I. Essay

- WOLFGANG SÜNDEL Die Situation des offenen Anfangs in der Erziehung, mit Seitenblicken auf PESTALOZZI und MAKARENKO 297

II. Thema: Pädagogische Ethik

- LOTHAR WIGGER Die praktische Irrelevanz pädagogischer Ethik. Einige Reflexionen über Grenzen, Defizite und Paradoxien pädagogischer Ethik und Moral 309
- HANS-ULRICH MUSOLFF Entwicklung *versus* Erziehung: Ein Diskussionsbeitrag zur Verhältnisbestimmung von Entwicklungslogik, Ethik und Pädagogik 331

III. Diskussion

- PETER DUDEK Antifaschismus: Von einer politischen Kampfformel zum erziehungstheoretischen Grundbegriff? 353
- CHRISTEL HOPF Autoritarismus und soziale Beziehungen in der Familie. Qualitative Studien zur Genese autoritärer Disposition 371
- GERT SCHUBRING Der Süvernsche Lehrplan – „Ideales Muster“ oder staatlicher Zugriff? 393

IV. Besprechungen

- MICHAEL PARMENTIER SABINE KIRK: Unterrichtstheorie in Bilddokumenten des 15. bis 17. Jahrhunderts. Eine Studie zum Bildtypus der „Accipies“ und seinen Modifikationen im Bildbestand der Universitätsbibliothek Helmstedt und des Augusteischen Buchbestandes der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel 419
- FRITZ OSTERWALDER PETER STADLER: Pestalozzi. Geschichtliche Biographie. Von der alten Ordnung zur Revolution (1746–1797) 422
- HEINZ-ELMAR TENORTH WERNER SACHER: Eduard Spranger 1902–1933. Ein Erziehungsphilosoph zwischen Dilthey und den Neukantianern 425
- PETER DUDEK FRANZ-WERNER KERSTING: Militär und Jugend im NS-Staat. Rüstungs- und Schulpolitik der Wehrmacht 429

V. Dokumentation

Habilitationen und Promotionen in Pädagogik 1989 433

Pädagogische Neuerscheinungen 461

Hinweise zur äußeren Form der Manuskripte für die „Zeitschrift für Pädagogik“ 463

Contents

I. Essay

- WOLFGANG SÜNDEL The situation of the open beginning in education,
with glances at PESTALOZZI and MAKAREN-
KO 297

II. Topic: Pedagogical Ethics

- LOTHAR WIGGER On the practical irrelevance of pedagogical ethics –
Reflections on the limits, deficits, and paradoxies
of pedagogical ethics and morals 309
- HANS-ULRICH MUSOLFF Development *versus* education – A contribution to
the discussion on the definition of the relation
between developmental logic, ethics, and ped-
agogics 331

III. Discussion

- PETER DUDEK Antifascism – From a political slogan to a pedagog-
ical concept? 353
- CHRISTEL HOPF Authoritarianism and social relations within the
family – Qualitative studies on the genesis of
authoritarian dispositions 371
- GERT SCHUBRING The Süvern syllabus – “Ideal model” or state
intervention? 393

IV. Book Reviews 419

V. Documentation

- Habilitations and dissertations in educational science in 1989 433
- New Books 461
- Style sheet 463

Autoritarismus und soziale Beziehungen in der Familie.

Qualitative Studien zur Genese autoritärer Dispositionen

Zusammenfassung

Seit den „Studien zu Autorität und Familie“ und den Untersuchungen zur „Authoritarian Personality“ gehört die Beschäftigung mit dem familiären Kontext zu den zentralen Bestandteilen der Interpretation der Herausbildung autoritärer Dispositionen. Trotzdem sind die entsprechenden Annahmen und Untersuchungsergebnisse bis heute umstritten (vgl. z.B. ALTEMEYER 1988). In diesem Beitrag wird versucht, auf die qualitativen Beiträge der Autoritarismusforschung zu dieser Frage (unter anderem ACKERMAN und JAHODA, MANTELL) einzugehen, die in der überwiegend an standardisierten Verfahren und Skalen orientierten Autoritarismusforschung meist vernachlässigt werden. Es wird gefragt, ob eine erneute Analyse möglicherweise doch klarere Urteile zuläßt. Von besonderer Bedeutung wird dabei die Herausarbeitung der Rolle der Mutter-Kind-Beziehung sein und der Versuch, neuere sozialisationstheoretische und entwicklungspsychologische Beiträge (BOWLBY, AINSWORTH u. a.) mit der Autoritarismusforschung zu verbinden.

1. Einleitung – Fragestellungen

Seit dem Erscheinen der „Studien über Autorität und Familie“ und den Untersuchungen zur „Authoritarian Personality“ ist die Beschäftigung mit dem familiären Kontext von Autoritären ein zentraler Bestandteil des theoretischen Zugangs zum Verständnis autoritärer Dispositionen. Die Familienstruktur, ihr historischer Kontext, der Charakter der sozialen Beziehungen in der Familie, die Art elterlicher Zuwendung und elterlichen Sanktionsverhaltens u. a. sollen Aufschluß darüber geben, wie und unter welchen Bedingungen sich die Bereitschaft zu autoritärem Handeln, Denken und Fühlen entwickelt: die Bereitschaft zu Vorurteilen und Aggressionen gegenüber Schwächeren - in der Forschungstradition in erster Linie als Verhältnis zu ethnischen Minderheiten thematisiert – und die Bereitschaft zur Unterordnung gegenüber Stärkeren¹.

Trotz der großen Bedeutung, die dem Familienhintergrund und frühkindlichen Erfahrungen in der Familie bei der Interpretation von Autoritarismus im allgemeinen zugewiesen wird, sind die entsprechenden Befunde zu dieser Frage eher mager. Übersichten über die primär an standardisierten Verfahren und Skalen orientierte empirische Literatur (vgl. u.a. CHRISTIE/COOK 1958, S. 179 f.; KIRSCHT/DILLEHAY 1967, S. 72 ff. oder ALTEMEYER 1981, S. 33 ff.) verdeutlichen, daß diese in ihren Ergebnissen eher widersprüchlich ist und wenig weiterführende Einsichten enthält. Auch in neueren Untersuchungen können nur wenige und schwache Zusammenhänge belegt werden. BOB ALTEMEYER (1981, 1988), der kanadische Studierende und deren Eltern zum Familienhintergrund, zum Charakter der elterlichen Zuwendung und Disziplinierung in

der Kindheit auf der Grundlage standardisierter Erhebungsverfahren befragte und die Ergebnisse in Beziehung zum Autoritarismus der Studierenden setzte, schreibt in dem Resümee seiner Untersuchungsergebnisse, daß es nur wenige nennenswerte systematische Zusammenhänge zwischen dem aktuellen Autoritarismus der Studenten und dem erinnerten elterlichen Erziehungsverhalten gäbe und daß diese zudem nur schwach ausgeprägt seien (ALTEMEYER 1988, S. 53).

Angesichts dieser insgesamt eher enttäuschenden Ergebnisse der Analyse des Zusammenhangs zwischen sozialen Erfahrungen in der Familie und der Herausbildung autoritärer Dispositionen ist zu fragen, ob der theoretische Ansatz der Autoren der AP („Authoritarian Personality“), in dem vor dem Hintergrund einer psychoanalytisch orientierten Sozialpsychologie nach derartigen Zusammenhängen gefragt wird, nicht eventuell überholt ist. BOB ALTEMEYER vertritt diese Auffassung ganz entschieden (vgl. ALTEMEYER 1981, S. 49; 1988, S. 53f.) und bringt damit eine weit verbreitete Einschätzung zum Ausdruck. Mir selbst scheint eine so scharfe Abgrenzung vom Ansatz der BERKELEY-Gruppe aus verschiedenen Gründen voreilig zu sein. Sie vernachlässigt zum einen neuere theoretische Entwicklungen in der Analyse von Prozessen der Persönlichkeitsentwicklung, wie sie in der psychoanalytischen Forschung und in der sogenannten Attachment-Forschung, in der ethologische und psychoanalytische Problemstellungen miteinander verknüpft werden (vgl. u. a. AINSWORTH 1978, BOWLBY 1988), vorgelegt wurden (vgl. hierzu vor allem Abschnitt 3 dieser Arbeit). Und sie vernachlässigt zum anderen, daß es durchaus fraglich ist, ob der Ansatz der BERKELEY-Gruppe in Studien, die sich primär standardisierter Verfahren bedienen, in seiner Komplexität überhaupt angemessen überprüft werden kann. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß in den Teilbereichen der AP, in denen es um die Analyse des Zusammenhangs von sozialen Erfahrungen in der Familie und Persönlichkeitsentwicklung ging, überwiegend mit Hilfe qualitativer Verfahren gearbeitet wurde (vgl. hierzu auch HOPF 1987, S. 166ff.).

Aber auch unabhängig davon scheint es mir als wenig realistisch anzunehmen, daß es gelingen kann, die komplexe soziale und emotionale Realität innerfamiliärer Beziehungen und die – durch Abwehr- und Idealisierungstendenzen möglicherweise verstellte – Erinnerung an diese Beziehungen mit Hilfe standardisierter Verfahren der Datenerhebung einzufangen (vgl. hierzu auch Abschnitt 3 dieser Arbeit). Wenn beispielsweise BOB ALTEMEYER in seinen Studien zum Verhältnis von Familienhintergrund und Autoritarismus Charakter und Intensität elterlicher Zuwendung in einer „Parental Interest Scale“ zu fassen sucht, die die Zuwendung aus der Häufigkeit erschließt, mit der die Eltern sich um Schulangelegenheiten der Kinder kümmern, sich an Freizeitaktivitäten der Kinder beteiligten u. ä. (vgl. ALTEMEYER 1981, S. 263), dann wird man sich die Frage stellen müssen, ob aus diesen Ergebnissen in angemessener Weise auf die emotionale Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen zu schließen ist und ob damit die – auch für die AP relevante – Frage nach der grundlegenden Sicherheit in der Beziehung von Kindern zu ihren Eltern auch nur annähernd angemessen beantwortet werden kann.

Es ist deshalb meiner Ansicht nach verfrüht, den Ansatz der AP generell für obsolet zu erklären. Auf der anderen Seite kann es jedoch auch nicht darum gehen, kritiklos zu übernehmen, was die Autoren der AP vor 40 Jahren erarbeiteten. In diesem Artikel wird versucht, einen Mittelweg anzusteuern. Es geht einerseits darum, die Orientierung an den Prinzipien einer psychoanalytisch orientierten Sozialpsychologie und das Interesse an der Vermittlung innerfamiliärer Erfahrungen mit politischen Orientierungen aufrechtzuerhalten, und es geht zugleich um eine kritische Auseinandersetzung mit Schwächen in der theoretischen Argumentation der BERKELEY-Gruppe, die im folgenden auf der Grundlage älterer und neuerer qualitativer Studien zur Autoritarismus-Problematik herausgearbeitet werden sollen. Von besonderem Interesse ist dabei a) der Versuch, die narzistische Grundproblematik von Autoritären herauszuarbeiten, und b) die Kritik am „patrizientrischen“ Weltbild der AP und an der Behauptung, daß sich autoritäre Dispositionen vor allem in vater-dominierten Familien entwickeln (vgl. ADORNO u. a. 1969, S. 370f., S. 363). Von NEVITT SANFORD wird diese These in einer Zusammenfassung der qualitativen Interpretationen des Verhältnisses von Familienstruktur und Autoritarismus wie folgt erläutert: „... die besonders autoritären Befragten kamen größtenteils aus Familien, in denen ein strenger und distanzierter Vater eine submissive und übergeduldige, aber moralisch einschränkende Mutter dominierte und in denen Disziplin eher der Sicherung konventioneller Vorschriften, als einer allgemeinen moralischen Erziehung diene, in deren Rahmen auch die Bedürfnisse des Kindes berücksichtigt wurden“ (SANFORD 1956, S. 307).

Die These von der Vater-Dominanz als relevanter Bedingung der Entwicklung autoritärer Dispositionen gehört heute gleichsam zur AP-Folklore. Sie paßt zu gut zu den theoretischen Konzeptionen, die bereits in den älteren Frankfurter „Studien über Autorität und Familie“ (1936) niedergelegt waren. ERICH FROMMS Ausführungen zum autoritären oder sadomasochistischen Charakter stellten in der Interpretation autoritärer Entwicklungen ganz auf die Vater-Sohn-Beziehungen ab. Töchter spielen so gut wie keine Rolle, und Mütter treten bei FROMM eher nur als Objekte der Konkurrenz im ödipalen Dreieck in Erscheinung (vgl. etwa FROMM 1936, S. 82ff.), nicht in ihrer eigenen Bedeutung als relevante Bezugspersonen und Erzieherinnen.

Daß hiermit eine zu enge und verzerrte Sicht des Familienhintergrundes von Autoritären nahegelegt wird, wird deutlich, wenn man sich mit Studien befaßt, in denen differenziertere Informationen zum Charakter der Vater-Kind- und Mutter-Kind-Beziehungen erhoben werden, wie dies beispielsweise für die im folgenden Abschnitt diskutierte Untersuchung ACKERMANS und JAHODAS (1950) gilt.

2. Funktionen und Genese von Vorurteilen in der Familie – die Studie NATHAN W. ACKERMANS und MARIE JAHODAS

2.1 Zur Einführung

Die Arbeit ACKERMANS und JAHODAS („Antisemitism and emotional disorder“, 1950) gehört ebenso wie die AP zu den „Studies in prejudice“, die in den USA in den vierziger Jahren als Reaktion auf die Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus in Deutschland entstanden und in denen versucht wurde, die Frage nach den sozialen und psychischen Bedingungen des Antisemitismus aus unterschiedlichen Perspektiven – historischen, politikwissenschaftlichen, soziologischen und psychologischen – zu beantworten². Unter den „Studies in prejudice“ ist die in der Autoritarismusforschung leider viel zu wenig beachtete Arbeit ACKERMANS und JAHODAS diejenige, in der die sozialen Beziehungen in der Familie, ihre psychischen Auswirkungen und deren Bedeutung für die Entwicklung der Disposition zu antisemitischen Reaktionen besonders intensiv und auf der Basis sehr umfangreicher Fallgeschichten thematisiert werden.

Die Studie basiert im wesentlichen auf Interviews und Diskussionen mit Psychoanalytikern und Psychoanalytikerinnen über Fallgeschichten antisemitischer Patienten und Patientinnen³. Die Interviews und Diskussionen mit den Befragten umfaßten in der Regel mehrere Termine (vgl. ACKERMAN/JAHODA 1950, S. 15f.). Einem Eingangsinterview folgten zwei bis drei Sitzungen, in denen die von den Psychoanalytikern dargestellten Fallgeschichten anhand eines Gesprächsleitfadens vertieft und ausführlicher diskutiert wurden. Das so erarbeitete Material wurde in der Forschungsgruppe, zu der ein Psychoanalytiker gehörte⁴, weiter ausgewertet und zu ersten Fallinterpretationen verdichtet. In einem erneuten Gespräch mit den in die Studie einbezogenen Therapeuten wurden diese Interpretationen vorgestellt und gegebenenfalls modifiziert.

Von den Fallgeschichten, die auf diese Weise erarbeitet wurden, werden im folgenden überwiegend nur die berücksichtigt, die in ihren Informationen zum Familienhintergrund vollständig sind, und zudem werden die von ACKERMAN und JAHODA einbezogenen Fälle jüdischen Antisemitismus' nicht berücksichtigt, weil hier die familiendynamischen Konstellationen andere sind (Antisemitismus als Elternhaß in direktem Sinn). Von den insgesamt 27 Analysepatienten und -Patientinnen gehen deshalb in unsere Betrachtung nur 15 Fälle ein – neun Männer und sechs Frauen⁵.

Die Patienten und Patientinnen, um die es hier geht, waren überwiegend Angehörige der Mittelschicht, die im Bereich New Yorks wohnten (vgl. hierzu und zum folgenden ACKERMAN/JAHODA 1950, S. 17 ff., S. 58 ff., S. 74 ff.). Sie hatten eine psychoanalytische Behandlung erwartungsgemäß nicht wegen ihres Antisemitismus, sondern wegen anderer Probleme aufgenommen. Ihr Antisemitismus reichte von harmloseren Varianten bis hin zu massiven Vernichtungswünschen. Zum Teil waren die antisemitischen Vorurteile und Aggressionen an eine spezifische Symptomkonstellation gebunden (vgl. hierzu und zum folgenden ebd., S. 59 f.), zum Teil waren sie unspezifischer bzw. unselektiver und

drückten sich entweder in reinen Beschimpfungen (z. B. „dreckiger Jude“) oder in diversen Verdächtigungen aus, mit denen jeweils diffuse Feindseligkeit nach außen gewandt wurde.

Einige Merkmale und psychische Dispositionen waren bei allen Antisemiten gleichermaßen vertreten. Zunächst und vorab zum Krankheitsbild: In keinem der analysierten Fälle lag eine schwere Depression vor (ebd., S. 50). Nach Auffassung der Autoren ist dies kein Zufall, der sich aus der Begrenztheit des Materials ergibt, sondern ein inhaltlich plausibles Korrelat der Externalisierungstendenzen von Antisemiten. Zum klassischen Bild depressiver Erkrankungen gehören Schuldgefühle und Selbstanklagen, während mit antisemitischen Reaktionen die Tendenz verbunden ist, der Außenwelt statt der eigenen Person die Schuld für Probleme zu geben (vgl. ebd., S. 26). Im einzelnen werden als durchgehende Eigenheiten der antisemitischen Patienten und Patientinnen beschrieben (vgl. ACKERMAN/JAHODA 1950, S. 27 ff.):

- eine diffuse Furchtbereitschaft, verbunden mit einem Bild der Umwelt, das diese als feindselig, schlecht und schwierig zu bewältigen erscheinen läßt;
- ein unsicheres Selbstbild, Identitätsprobleme und Schwanken zwischen Selbstüberschätzung und Selbstverkleinerung;
- problematische interpersonale Beziehungen, zum Teil evident als weitgehende Isolierung, zum Teil hinter funktionierenden Fassaden verborgen.
- Konformitätstendenzen und Angst davor, auffällig zu werden;
- Probleme in der Realitätsbewältigung; nicht allein im Bereich interpersonaler Beziehungen, sondern auch im Verhältnis zu anderen, externen „Objekten“ (Arbeitsinhalte, Freizeitbeschäftigung u. a.) sind die Bindungen dünn. Beispielsweise wird nur von einem der Analysierten berichtet, daß er eine genuin positive Beziehung zu den Inhalten der eigenen beruflichen Tätigkeit habe (ebd., S. 90). Demgegenüber sind statusvermittelte Bindungen ausgeprägter (vgl. ebd., S. 88 ff.).
- Probleme in der Entwicklung autonomer Moral; es gibt wenig Evidenzen für das Vorhandensein eines entwickelten Systems von Werten und Normen, das die Handelnden sich zu eigen gemacht haben und das Gewissensreaktionen und Schuldgefühl prägt. Genuine Schuldgefühle bleiben in manchen Fällen sogar vollständig aus – für die Autoren erneut eine Gelegenheit, auf den inhaltlichen Zusammenhang mit dem Fehlen schwerer depressiver Erkrankungen hinzuweisen (ebd., S. 38).

Vergleicht man diese allgemeinen Charakterisierungen mit denen, die von FRENKEL-BRUNSWIK im Zusammenhang mit der Auswertung der qualitativen Interviews mit Autoritären und Nicht-Autoritären erarbeitet wurden (vgl. insbesondere Kap. XI–XII), stößt man in fast allen Punkten auf Parallelen. Die Unterschiede in den Ansätzen der beiden Arbeiten liegen insofern weniger auf dieser Ebene allgemeiner Charakterisierung. Sie werden dagegen deutlicher, wenn man sich mit den spezifischeren Interpretationen der Funktion von Vorurteilen und Aggressionen und mit der Analyse ihrer Genese und der entsprechenden Familienkonstellationen befaßt.

2.2 Selbstbild, Familienhintergrund und Antisemitismus

In der AP ist bei der Interpretation des Zusammenhangs von Familienkonstellationen und Vorurteilen der Mechanismus der Verschiebung (Displacement) von hervorgehobener Bedeutung: Aggressionen, die gegenüber den übermächtigen und idealisierten Eltern oder anderen Autoritäten nicht ausgedrückt werden können, können gegenüber Schwächeren – den je nach sozialem und kulturellen Kontext in unterschiedlicher Weise negativ hervorgehobenen Minderheiten – artikuliert oder ausagiert werden, was kurzfristig Entlastung schafft.

Dieses Muster der Argumentation findet sich auch bei ACKERMAN und JAHODA (vgl. z. B. 1950, S. 47), es hat jedoch im Gesamtzusammenhang der Argumentation einen geringeren Stellenwert. Für sie ist das Verhältnis der Antisemiten zu sich selbst, das durch Unsicherheit, Benachteiligungsgefühle und Zweifel über den eigenen Wert („Self-rejection“) gekennzeichnet ist, von größerer Bedeutung (vgl. hierzu vor allem ebd., S. 55 ff., aber auch S. 79). Die antisemitischen Vorwürfe und Aggressionen erfüllen bei der Abwehr dieser Unsicherheitsgefühle und bei der Stabilisierung des Selbst eine wichtige Funktion. Von ACKERMAN und JAHODA wird dieser Zusammenhang wie folgt erläutert:

„Im Grunde lehnen sie sich selbst ab und beneiden andere. Um trotz ihrer Frustrationen wenigstens einen Anschein von Gleichgewicht zu finden, mobilisieren sie eine Vielzahl von Abwehrmechanismen gegen ihre Angst und ihren Selbsthaß. In dem miteinander verzahnten Muster dieser Abwehr spielt der Antisemitismus anscheinend eine wohl definierte Rolle. Er steht für die Anstrengung, die selbstzerstörerischen Tendenzen der Persönlichkeit zu verschieben. Auf psychischem Niveau kann der Antisemitismus als ein tiefgehender, gleichwohl irrationaler und vergeblicher Versuch angesehen werden, ein verkrüppeltes Selbst wiederherzustellen. Auf gesellschaftlicher Ebene kann er als Mittel verstanden werden, sekundären emotionalen und materiellen Gewinn zu erzielen“ (ACKERMAN/JAHODA, 1950, S. 55).

Antisemitismus und Vorurteile sind in dieser Interpretation also Bestandteil einer umfassenden Tendenz zur Externalisierung der eigenen Probleme, Unsicherheiten und inneren Konflikte. Dabei wird als besonders relevant für das Abwehrsystem der antisemitischen Patienten und Patientinnen der Abwehrmechanismus der Projektion hervorgehoben, der in diffuserer oder in selektiverer Weise auch den Charakter ihrer antisemitischen Vorwürfe prägt (vgl. ebd., S. 56 ff.).

Die Unsicherheiten im Selbstbild und die Tendenzen zu einer grundlegenden, allerdings abgewehrten Selbst-Zurückweisung werden von ACKERMAN vor dem Hintergrund der Familienerfahrungen der untersuchten Gruppe interpretiert. Sie sind plausibles Ergebnis eines Sozialisationsprozesses, in dessen Verlauf Zurückweisungen durch die Eltern oder einen Elternteil relevante Erfahrungen waren (vgl. ebd., S. 45 f.). Abweichend von dem patrizentrischen Weltbild der AP wird dabei die Rolle der Mütter prononcierter ins Licht gerückt; und sie wird noch deutlicher, wenn man sich intensiver mit den einzelnen Fallbeschreibungen befaßt, so wie sie sich aus den Übersichten im Anhang (ebd., S. 95 ff.)

und aus den im Text enthaltenen Materialien und Interpretationen ergeben (vgl. unten).

Bemerkenswert ist zunächst, daß die vielfach konflikthafter Beziehungen der Eltern der antisemitischen Patienten und Patientinnen in ihrer Mehrheit nicht durch Vater-, sondern durch Mutter-Dominanz gekennzeichnet waren. Die Mütter repräsentierten häufiger den Part der aggressiven Dominanz und die Väter häufiger den schwächeren, masochistischen Part (ACKERMAN/JAHODA 1950, S. 45). Damit allein ist angesichts der kleinen und auf psychisch Kranke bezogenen Stichprobe natürlich generell die These der Vater-Dominanz als Bedingung autoritärer Entwicklungen nicht zu widerlegen (vgl. hierzu etwa auch die anders lautenden Ergebnisse MANTELLS 1972, S. 45 f., S. 398). Trotzdem können diese Ergebnisse zur Relativierung einer These beitragen, die in der Tradition der Autoritarismusforschung vielfach unreflektiert weitergegeben wurde.

Betrachtet man die für eine genauere Analyse ausgewählten Fallgeschichten (vgl. zur Auswahl auch Abschnitt 2.1 und Anm. 5 des vorliegenden Artikels) genauer, so wird man feststellen, daß das Thema der Zurückweisung in der Darstellung der Mutter-Kind-Beziehungen fast durchweg eine Rolle spielt⁶.

Zum Teil ist die Zurückweisung durch die Mutter die dominierende Erfahrung, wie dies für den folgenden Fall gilt:

Fall 26: Männlich, zwischen 40 und 50 Jahre alt; die antisemitischen Tendenzen sind in diesem Fall dem Patienten selbst ein Problem, weil sie nicht zu seinem links-liberalen Selbstverständnis passen.

Zum Familienstand:

„Der Patient war der Sohn eines deutschen Vaters und einer irischen Mutter. Der Vater war eine schwache Persönlichkeit. Er wurde in diesem Land (USA; d. Verf.) im 1. Weltkrieg wegen seiner deutschen Herkunft sozial geächtet. Er war selten zu Hause und starb im Ausland, als der Patient noch ein Kind war. Die Mutter war aggressiv, gerissen, effizient und geldgierig. Sie sammelte im Lauf ihres Lebens ein beträchtliches Vermögen an. Sie überließ ihren Sohn häufig einer wohlhabenden Freundin. Als sie jedoch merkte, daß der Sohn sich zu sehr an diese Freundin band, nahm sie ihn fort. Der Patient hatte folglich weder eine Chance, sich mit dem Vater zu identifizieren, noch mit der Mutter, deren Dominanz er sich lammfromm unterwarf. Seit seiner frühen Kindheit litt er an einem Gefühl der Isolierung und des Mangels an Zugehörigkeit“ (ACKERMAN/JAHODA 1950, S. 118).

Häufiger stehen die Zurückweisungen durch die Mutter neben Zurückweisungen durch den Vater oder auch ausgeprägter väterlicher Strafneigung (vgl. hierzu die folgenden Fälle):

Fall 2: Männlich, etwa 45 Jahre alt; Antisemitismus auf verbaler Ebene, in seinen Inhalten durch Furcht vor Übermacht und Verachtung geprägt.

Zum Familienhintergrund:

„... erfuhr Zurückweisung in der frühen Kindheit durch die sadistischen Prügel seines Vaters und die subtilere, aber ähnlich grausame Herabsetzung seitens der Mutter. Im Hinblick auf sein Bettnässen und sein körperliches Leiden (eine angeborene Mißbil-

dung der Harnröhre) sagte sie immer wieder zu ihm: „Du bist nicht wie andere Jungen“ (ebd., S. 45).

Fall 4: Weiblich, zwischen 30 und 40 Jahre; Antisemitismus auf der Ebene von Konversation und Witzen; Tendenz zu klarer sozialer Abgrenzung von Juden.

Zum Familienhintergrund:

„Die Patientin fühlte sich als Kind von Mutter und Vater abgelehnt. Die Mutter war eine ungestüme, aggressive Frau, die dem Kind keinerlei zärtliche Nähe erlaubte. Die Patientin hatte das Gefühl, daß beide Eltern sich mehr für ihren Bruder interessierten; ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse mußten immer der besonderen Sorge für eine kranke Schwester untergeordnet werden. Die Eltern zeigten einander nie Zuwendung. Alle Beziehungen in der Familie waren starr, konventionell und ohne Wärme. Dies galt auch für das Verhältnis zur Religion. Die Patientin erhielt eine formelle religiöse Erziehung, entwickelte jedoch nie tiefere religiöse Gefühle. Dieses Gefühlsklima – in Verbindung mit ihren tief sitzenden Neidgefühlen – veranlaßte sie, die Einstellungen gegenüber Juden zu übernehmen, die in ihrer Herkunftsfamilie vorherrschten“ (ebd., S. 98).

Wie beispielsweise aus Fall 2 hervorgeht, wird in den Fallgeschichten auch über harte, ja sadistische Strafen berichtet oder über ein generell restriktives und konventionelles Familienklima (Fall 4). Auch dies geht in die Interpretationen ACKERMANS und JAHODAS ein. Ihr Schlüsselbegriff, in dessen starker Betonung sie sich von der „Authoritarian Personality“ unterscheiden, ist jedoch der der „Rejection“. Die Erfahrung vielfältiger Zurückweisungen und die frühe Verunsicherung in den Beziehungen zu den Eltern führt

- a) zu einem Mißlingen der Identifikation mit den Eltern – einer zentralen Voraussetzung der Gewissensentwicklung – und zu einer unzureichenden Bewältigung ödipaler Konflikt-Konstellationen⁷; und
- b) einer fundamentalen Verunsicherung im Selbstbild und in der Beziehung zu anderen.

Es ist nun keineswegs so, daß ACKERMAN und JAHODA meinen, daß die beschriebenen Dispositionen notwendig mit Antisemitismus verbunden seien. Ihr Argument ist vielmehr, daß Individuen mit den beschriebenen Dispositionen und Charaktertendenzen für Antisemitismus anfällig sind, wenn dieser in ihrem sozialen und kulturellen Kontext als Möglichkeit zur Diskriminierung anderer angeboten wird und akzeptiert ist (ACKERMAN/JAHODA 1950, S. 55). Unter anderen Bedingungen können diese Menschen ebenso gut Haßgefühle gegenüber Türken haben, glühende Verfechter einer Einschränkung des Asylrechts, oder Vorgesetzte, die ihre Untergebenen schikanieren, sein.

Soziologische und psychologische Interpretationen sind hier also in zweifacher Weise miteinander verbunden:

- zum einen in einem sozialisationstheoretischen Sinn; in dem Versuch, soziale Erfahrungen in der Familie und innerfamiliäre Beziehungs- und Interaktionsmuster bei der Interpretation von Entwicklungsprozessen und der Herausbildung psychischer Dispositionen heranzuziehen,
- und zum anderen in einem jeweils aktuellen, kontextbezogenen Sinn: die Art und Weise, in der die innerfamiliären Erfahrungen und die jeweils psychi-

schen Eigenheiten umgesetzt werden, ist in hohem Maße durch die aktuelle Situation, das herrschende politische und kulturelle Klima, schulische Einwirkungen, Medieneinflüsse u. a. bestimmt. Es gibt insofern auch keinen gradlinigen Weg von frühen sozialen Erfahrungen bis hin zu den spezifischen Vorurteilsausprägungen des Erwachsenenalters.

2.3 Fragen der Generalisierung

Für die Interpretation der Vorurteilsbereitschaft und der Bereitschaft zu Aggressionen gegenüber Minderheiten ist bei ACKERMAN und JAHODA insgesamt vor allem bedeutsam:

1. das Vorhandensein einer tiefen Verunsicherung im Selbstwertgefühl und der Tendenz zur Selbst-Zurückweisung (self-rejection), die jedoch abgewehrt wird und insofern nicht direkt zum Ausdruck kommt;
2. die dieser Verunsicherung vorausgehende Verunsicherung in den Beziehungen zu den Eltern und Erfahrungen der Zurückweisung, auch – und auffälliger – durch die Mütter. Zwar spielt daneben auch die Strafbereitschaft der Eltern eine Rolle und die Tendenz zu strikter Disziplin; in der Interpretation ACKERMANS und JAHODAS treten diese jedoch im Vergleich zur Betonung der Rolle von Zurückweisungserfahrungen zurück.

Bei dieser Erörterung dieser Ergebnisse und bei der Prüfung von Generalisierungsmöglichkeiten wird man sich die Art der Empirie, die ihnen zugrunde liegt, berücksichtigen müssen. Sie basieren auf Fallbeschreibungen, die im Vergleich zu den in der Sozialforschung gängigen zwar informativer sind, da in ihnen Informationen aus langfristigen Kommunikationsprozessen im Rahmen von Therapien zusammengefaßt sind. Sie sind damit zugleich auch an die Besonderheiten der analysierten Fälle gebunden: Die in die Fallanalysen einbezogenen Patienten und Patientinnen sind nicht allein psychisch krank, sondern wichtiger: sie geben dadurch, daß sie eine psychoanalytische Behandlung aufsuchen, zu erkennen, daß sie Probleme haben und daß diese nicht nur mit einer feindseligen Umwelt, sondern auch mit ihnen zu tun haben. Sie weichen insofern von den bekannten, idealtypischen Konstruktionen autoritärer Dispositionen ab. Der klassische Autoritäre würde eher seine Ehefrau malträtieren oder „Asylanten“ diffamieren als sich selbst im Rahmen von psychoanalytischen Behandlungen zum Gegenstand zu machen.

ACKERMAN und JAHODA waren sich des selektiven Charakters ihrer Stichprobe sehr wohl bewußt und haben in diesem Zusammenhang auf den „essentiell explorativen“ Charakter ihrer Arbeit hingewiesen (ACKERMANN/JAHODA 1950, S. 17). Ich meine, daß man diese Selbstdefinition ernst nehmen sollte und in der Rezeption vor allem ihren Beitrag zur Hypothesenbildung betonen sollte. Ihre Thesen können zu einer Bereicherung der festgefahrenen und empirisch wenig ergiebigen Diskussionen in der Autoritarismusforschung beitragen. Ich möchte im folgenden versuchen, dies an der Diskussion unterschiedlicher Studien und theoretischer Einsichten, wie sie insbesondere im Rahmen der Attachment-Forschung entwickelt wurden, zu verdeutlichen.

3. *Autoritarismus und Attachment-Forschung – ein Integrationsversuch*

Folgt man der Argumentation ACKERMANS und JAHODAS, so stehen im Zentrum der Probleme derjenigen, die zu Vorurteilen und Aggressionen gegen Minderheiten neigen, Probleme in der Selbsteinschätzung und im Selbstwertgefühl, die jedoch als abgewehrte nicht unmittelbar deutlich werden, sondern aus indirekten Hinweisen erschlossen werden müssen: aus der Neigung zu übertriebener Empfindlichkeit gegen Kritik, aus der Tendenz zur Prahlerei, aus Tendenzen zur Extrapunitivität und zur Abwehr von Selbstkritik, aus der Tendenz zu Überheblichkeit im Verhältnis zu andern u. a. Diese Eigenheiten und Handlungstendenzen von Autoritären hatte man zwar auch bei der Auswertung der klinischen Interviews in den Untersuchungen zur „autoritären Persönlichkeit“ beschrieben (vgl. ADORNO u. a. 1969, S. 393ff., S. 409ff., S. 423ff., S. 430ff.); sie hatten dort jedoch keine derartig hervorgehobene theoretische Bedeutung.

Die These der abgewehrten Selbstproblematik als eines zentralen Problems von Autoritären scheint mir einige Plausibilität zu haben, wenngleich ich sie hier nicht überzeugend belegen kann und ihre Überprüfung als eine Aufgabe zukünftiger Forschung ansehe. Hinweise auf die Tragfähigkeit dieser These finden sich jedoch nicht allein bei ACKERMAN und JAHODA, sondern auch in Studien, die die Autoritarismusproblematik auf der Grundlage standardisierter Erhebungsverfahren zu analysieren suchen. In ihnen wird unter anderem die moralische Selbstgerechtigkeit der Autoritären hervorgehoben (ALTEMEYER 1988, S. 157ff.), ihr notorisch schlechtes Urteil über die Umwelt und andere Menschen (z. B. SCHUMANN 1984b, S. 12, oder ALTEMEYER 1988, S. 168ff.) oder ihre Tendenz zur Selbstüberschätzung (vgl. HEITMEYER 1987, S. 124ff.). ALTEMEYER bezeichnet die Tendenz zur Selbstgerechtigkeit sogar als besonders wichtigen Erklärungsfaktor bei der Interpretation autoritärer Aggression (vgl. ALTEMEYER 1988, S. 183ff.).

Vorausgesetzt, man hält es für plausibel, autoritäre Dispositionen mit einer latenten narzistischen Problematik in Beziehung zu setzen, ist es im nächsten Schritt auch plausibel, bei der Interpretation auf frühe Erfahrungen in interpersonellen Beziehungen zurückzugehen und dabei die Aufmerksamkeit vor allem auf die ersten Lebensjahre und die Herausbildung der Beziehung zwischen dem heranwachsenden Kind und der Mutter zu richten bzw. – allgemeiner – der Person, die für die Versorgung und Betreuung des Kindes primär zuständig ist und auf die sich die Bindungswünsche des Kleinkindes zunächst beziehen (vgl. zur Entwicklung des Bindungsverhaltens bei Kleinkindern BOWLBY, *Attachment and Loss*, Bd. 1 und 2). Diese Beziehungen können Sicherheit in unterschiedlichem Maße vermitteln oder nicht vermitteln und sind damit auch längerfristig für die Entwicklung von Selbstkonzepten und auf andere gerichtete Erwartungen von Bedeutung, wie dies inzwischen auch in Längsschnittstudien, in denen Kinder vom ersten Lebensjahr an bis in die Vorschul- und Schulzeit hinein beobachtet wurden, belegt werden konnte (vgl. als Überblick BRETHERTON 1985, S. 14ff.).

In der Tradition der Attachment-Forschung folgt man bei der genaueren Ana-

lyse von Graden der Sicherheit in den Kind-Mutter-Beziehungen einem Klassifikationsschema, das von MARY AINSWORTH auf der Basis von Beobachtungen in natürlichen und experimentellen Kontexten entwickelt wurde (vgl. AINSWORTH 1967, AINSWORTH u. a. 1978). Unterschieden wird zwischen

- sicher gebundenen Kindern: das sind die Kinder, bei denen Distanz und Nähe zur Mutter in einem ausgewogenen Verhältnis stehen. In experimentellen Situationen, in denen das Zusammensein mit der Mutter durch kurze Trennungsphasen unterbrochen wird (die „Strange Situation“) reagieren sie nach Beendigung der Trennungsphasen mit Wiedersehensfreude, lassen sich leichter beruhigen und sind in der Lage, sich ihrer Umwelt auf der Basis einer gesicherten Beziehung zur Mutter explorierend zuzuwenden (vgl. hierzu und zum folgenden zusammenfassend auch SROUFE/FLEESON 1988, S. 31f.); und
- unsicher gebundenen Kindern, die selbst wiederum in zwei wesentlichen Varianten beschrieben werden: Bei den vermeidenden Kindern überwiegt in experimentellen Trennungs- und Wiedervereinigungssituationen die Distanz zur Mutter – sie wird nach Phasen kurzer Trennung tendenziell ignoriert –; bei den ambivalenten oder resistenten Kindern überwiegen Nähe- und Anklammerungswünsche. Sie reagieren auf Trennungen mit besonderer Panik, lassen sich auch nach Beendigung der Trennungsphasen kaum beruhigen und weisen dabei Tröstungsversuche vielfach sogar ärgerlich zurück. Sie sind zugleich besonders wenig in der Lage, sich ihrer Umwelt interessiert und explorierend zuzuwenden.

Ob es im einzelnen zu einer sicheren oder unsicheren – vermeidenden oder ambivalenten – Bindung im Verhältnis zur Mutter kommt, hängt wesentlich von dem Verhalten der Mütter in der Interaktion mit ihren Kindern ab und von ihrer Fähigkeit und Bereitschaft, die kindlichen Verhaltensweisen und Signale zu verstehen und auf sie angemessen zu reagieren (vgl. etwa AINSWORTH u. a. 1978, S. 137 ff., S. 310 ff.). Im Fall der unsicher-vermeidenden Kinder ist die Mutter dabei sozusagen verlässlich frustrierend – stärkere Vermeidung von Körperkontakten, Tendenz, sich über das Kind lustig zu machen, stärkere Restriktivität (MAIN/WESTON 1982, S. 45 ff.) –; bei den unsicher-ambivalenten Kindern ist dagegen die Inkonsistenz in der Zuwendung wichtiger.

Beide Varianten unsicherer Bindung sind für die Frage nach der Entwicklung von Selbstkonzepten und nach der Entwicklung sozialer Beziehungen auch außerhalb der Familie von großer Bedeutung. Sie sind damit auch für die Autoritarismusforschung von Interesse, wie man sich beispielhaft an einer von L. ALAN SROUFE u. a. in Minnesota durchgeführten Längsschnittstudie verdeutlichen kann. Die einbezogenen Kinder waren in ihrem Verhältnis zu ihren Müttern vom ersten Lebensjahr an beobachtet worden; und es zeigte sich, daß die unsicher gebundenen Kinder, nach ihrem Verhalten in Vorschulklassen zu urteilen, im Vergleich zu den sicher gebundenen

- über geringere Ressourcen und Flexibilität bei der Bewältigung ihrer Umwelt und schwieriger Situationen („ego-resiliency“) verfügten;
- ein geringeres Selbstwertgefühl hatten;

- über geringere empathische Fähigkeiten verfügten, was in besonderem Maße für die vermeidenden Kinder galt;
 - in ihren Peer-Beziehungen eher in Dominanz-Unterordnungs-Konstellationen („victimizing relationships“) hinein gerieten.
- (Vgl. hierzu unter anderem SROUFE 1983, SROUFE/FLEESON 1988).

Nun soll hier nicht versucht werden, an die Stelle der These von der Vater-Dominanz als Bedingung autoritärer Entwicklungen eine Gegenthese zu setzen, die nur noch die Mütter in ihren Beziehungen zu ihren Kindern ins Auge faßt. Es sind in jedem Fall komplexere Faktorenkonstellationen, die zur Herausbildung autoritärer Dispositionen führen. Wofür ich vielmehr plädieren möchte, ist, daß man in der Autoritarismusforschung Forschungsdesigns entwickelt, die es erlauben, die Rolle der Mutter-Kind-Beziehung in Längsschnitt-Studien oder in rekonstruierenden, biographischen Studien in angemessener Weise zu beschreiben und in ihrer Bedeutung für die Herausbildung autoritärer Dispositionen zu diskutieren.

Hinweise darauf, daß dies ertragreich sein könnte, finden sich nicht nur bei ACKERMAN und JAHODA, sondern auch in anderen qualitativen Studien; so unter anderem in DAVID MANTELLS (1972) Untersuchung, die auf ausgedehnten teil-standardisierten Interviews mit amerikanischen Kriegsdienstverweigerern und Kriegsfreiwilligen basiert, die am Vietnam-Krieg als Mitglieder der im Nahkampf eingesetzten „Green Berets“ teilgenommen hatten. Die „Green Berets“ charakterisieren ihre Mütter – bei aller Wertschätzung – im Rückblick als Erzieherinnen, die in Restriktivität und emotionaler Distanz den jeweiligen Vätern sehr ähnlich waren (MANTELL 1972, S. 74 ff.). Sie waren sogar häufiger als diese an der körperlichen Bestrafung der Kinder beteiligt (ebd., S. 72 ff.) und zeichneten sich bei aller Unterschiedlichkeit fast durchweg dadurch aus, daß sie im Verhältnis zu ihren Kindern verständnislos und unempathisch waren (ebd., S. 74)⁸.

Nun repräsentieren die „Green Berets“, wie dies dem Bericht MANTELLS zu entnehmen ist, in ihrer Bereitschaft zu autoritärer Aggression und in ihrem zynischen Verhältnis zum menschlichen Leben einen Typus autoritärer Dispositionen, in dem die sadistischen Komponenten besonders stark ausgeprägt sind. MANTELLS Ergebnisse müssen insofern mit Studien verglichen werden, in denen es eher um „durchschnittliche“ Autoritäre geht, die in Krisenzeiten zum unterstützenden Potential faschistischer Bewegungen gehören, die jedoch selbst nicht unbedingt zu Tätern werden.

Eine Studie, die Informationen über diese eher durchschnittliche Gruppe von Autoritären enthält, ist die von ERNST HOFF, LOTHAR LAPPE und WOLFGANG LEMPERT in Berlin durchgeführte Längsschnittstudie zu Fragen der Persönlichkeitsentwicklung junger Facharbeiter⁹. In dieser ging es zwar nicht primär um den Autoritarismus dieser Arbeiter, sondern um inhaltlich verwandte Fragen wie die nach der Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit oder nach dem Kontrollbewußtsein. Eine erneute Durchsicht der zu Beginn der Studie erhobenen teil-standardisierten Interviews zur Biographie und zu ausgewählten moralischen Dilemmata (vgl. hierzu auch Anm. 9) zeigte jedoch, daß die Ma-

terialien, auf denen die Studie basiert, auch eine auf Fragen der Autoritarismuskonzeption bezogene Auswertung ermöglichen.

Von den vier Befragten dieser Studie, die nach ihren Stellungnahmen zur Asylrechtsproblematik und nach weiteren Äußerungen über Ausländer in Berlin zu urteilen, besonders ausländerfeindlich waren, wiesen in ihren biographischen Interviews alle, mehr oder minder deutlich, auf frühe Probleme mit ihren Müttern bzw. mit ihren primären Bezugspersonen hin, sei es, daß sie über frühe Trennungen berichteten, über häufiges Alleinsein oder über Mütter, die ihre Anforderungen an die eigenen Kinder mit einem geringen Verständnis für deren spezifische Situation und Bedürfnisse durchzusetzen versuchten.

Für das Verständnis der Entwicklung autoritärer Dispositionen ist es nun nach der hier vertretenen Auffassung von großer Bedeutung, daß diese Arbeiter in den Interviews gleichzeitig dazu neigten, die frühen Zurückweisungs- und Isolierungserfahrungen zu verharmlosen oder auch nachträglich zu rechtfertigen, wie dies etwa im Zusammenhang mit der Bewertung von härteren Strafen oder von Schlägen der Fall sein kann. Die negativen Erfahrungen werden bagatellisiert bzw. in ihrer emotionalen Bedeutung geleugnet, ähnlich, wie ACKERMAN und JAHODA dies für das Verhältnis der antisemitischen Patienten zu sich selbst beschrieben. Man könnte sagen, daß dem abgewehrten negativen Selbstbild die Tendenz entspricht, die zugrunde liegenden negativen und enttäuschenden Erfahrungen mit Sozialbeziehungen abzuwehren.

Eine relevante theoretische Kategorie für die Analyse dieser Prozesse ist dabei der, der psychoanalytischen Theoretiktradition entstammende Begriff der „Leugnung“ oder „Verleugnung“, der sich – anders als der Begriff der Verdrängung – primär auf die Abwehr einer bedrohlichen „Außenwelt“ bezieht (vgl. hierzu SANDLER/FREUD 1989, S. 229 ff.) und mit dessen Hilfe auch der kognitive „glättende“ und bagatellisierende Umgang mit schwierigen und belastenden interpersonellen Erfahrungen beschrieben werden kann. Der Begriff der Leugnung hat eine enge Beziehung zu den Phänomenen, die in den Untersuchungen zur „autoritären Persönlichkeit“ unter dem Begriff der „Idealisierung“ der Eltern zusammengefaßt werden (vgl. ADORNO u. a. 1969, S. 340 ff.), ist jedoch weiter und bezeichnet die allgemeinere Tendenz, das, was schwierig ist an den eigenen Erfahrungen, nicht wahrhaben zu wollen, herunterzuspielen, als unproblematisch darzustellen oder nachträglich zu rechtfertigen.

Das Leugnungskonzept ist in dieser, hier charakterisierten Bedeutung wichtiger Bestandteil des begrifflichen Rahmens, der heranzuziehen ist, wenn man versucht, die Entstehung und Stabilisierung autoritärer Dispositionen zu erklären. Es sind nicht allein Zurückweisungserfahrungen, Trennungserfahrungen oder das Erleben übertrieben harter Disziplin, die für sich genommen zu autoritären Entwicklungen führen, sondern diese Erfahrungen erhalten ihre prägende Kraft erst im Zusammenhang mit solchen Mustern der Verarbeitung, in denen Leugnung, Idealisierung und Verklärung einer problematischen Umwelt dominieren.

Nun kann man allerdings zu Recht fragen: Wie soll es in empirischen For-

schungsprojekten gelingen, enttäuschende und frustrierende Sozialbeziehungen in der Kindheit und Unsicherheiten im Verhältnis zu primären Bezugspersonen zu rekonstruieren, wenn die in die Untersuchung jeweils einbezogenen Personen dazu neigen, die problematischen Aspekte ihrer Beziehungen, die Enttäuschungen und Zurückweisungen zu bagatellisieren und die Vergangenheit zu verklären? An was soll man sich in der Interpretation halten – an das positive Gesamturteil oder an die vielen kleinen, zum Teil nur indirekten Hinweise darauf, daß es damals vielleicht doch nicht so wunderbar war?

Es gibt Wissenschaftler, die die mit der skizzierten theoretischen Auffassung verbundenen empirischen Probleme für faktisch nicht zu bewältigen halten und deshalb in ihren theoretischen Konzeptionen auf Annahmen, in denen es um Abwehrmechanismen wie Leugnung, Projektion oder Verdrängung geht oder um das Idealisierungskonzept, verzichten. Zu diesen Autoren gehört beispielsweise BOB ALTEMEYER, dessen Kritik am theoretischen Ansatz der BERKELEY-Gruppe einleitend erwähnt wurde. Er meint, daß der Ansatz der AP mit der Behauptung von Idealisierungstendenzen nicht mehr empirisch überprüfbar sei, da die Daten beliebig auslegbar seien (vgl. hierzu und zum folgenden ALTEMEYER 1988, S. 54): Wenn die als autoritär eingestuft ihre Eltern beispielsweise überschwänglich lobten, könne man hierin die erwartete Idealisierung und Glorifizierung sehen. Würden die Eltern als grausam und streng beschrieben, nehme man dies wiederum für bare Münze und ziehe es zur Interpretation heran usw. Es gebe daher so gut wie keine Möglichkeit, den Ansatz der BERKELEY-Gruppe zu falsifizieren.

An dieser Kritik ist nicht allein problematisch, daß den Autoren der AP unterstellt wird, daß sie ihre Daten nach Opportunitätsgesichtspunkten und willkürlich interpretieren – was so nicht zutrifft –, sondern es ist ebenfalls problematisch, daß nicht einmal die Möglichkeit erwogen wird, daß man im Rahmen komplexerer empirischer Analysen durchaus in der Lage sein kann, Tendenzen zur Leugnung von Problemen oder zur Idealisierung der eigenen Eltern herauszuarbeiten und gleichzeitig glaubwürdige Informationen zur Geschichte von sozialen Beziehungen in der Kindheit zu erfassen.

Ein Beispiel hierfür findet sich in einer Arbeit MARY MAINS und RUTH GOLDWYNS (1984). Sie berichten in dieser über eine teil-standardisierte Befragung von Müttern, deren Kinder in der „Strange Situation“ beobachtet worden waren. Ihr theoretisches Interesse richtet sich dabei auf die Frage nach der Reproduktion von Beziehungsmustern in Familien. Die besondere Aufmerksamkeit gilt in dem Artikel den Müttern, die im Verhältnis zu ihren Kindern besonders zurückweisend sind und deren Kinder sich in der „Strange Situation“ eher unsicher-vermeidend verhalten. Diese Mütter hatten in ihrer Kindheit vielfach selbst zurückweisende Mütter, hatten im Interview besonders starke Probleme mit der Reaktualisierung von Kindheitserinnerungen und neigten im Rückblick zur Idealisierung der eigenen Mütter (vgl. MAIN/GOLDWYN 1984, S. 213 ff.).

Die Art und Weise, in der man sich der empirischen Umsetzung des Idealisierungskonzepts näherte, ist aufschlußreich. Anders als in der AP – oder beispielsweise auch bei MILTON ROKEACH (1960, S. 357 ff.) – wurden nicht

einfach nur die generellen Aussagen über die eigenen Mütter und der Grad ihrer vermeintlichen Stereotypie und Übertriebenheit zum Gegenstand gemacht, sondern die generalisierenden Aussagen über die Mütter wurden zu anderen, konkreteren Schilderungen in den Interviews systematisch in Beziehung gesetzt (MAIN/GOLDWYN 1984, S. 212).

MAIN und GOLDWYN erläutern ihr Vorgehen bei der Interpretation am Beispiel einer Frau, die nach ihrer Auffassung die Mutter stark idealisierte (vgl. ebd., S. 214): Diese Frau beschrieb auf allgemeiner Ebene ihre Mutter als „gute“ Mutter und sprach von einer sehr guten Beziehung zu ihr. Auf die Frage, an wen sie sich als Kind in Notsituationen gewandt habe, antwortete sie: gewöhnlich sei sie dann weggelaufen. Ein Bericht über die folgende Episode untermauert dies: Sie habe sich einmal die Hand gebrochen und sich nicht getraut, deswegen zu ihrer Mutter zu gehen – aus Furcht vor deren Zorn.

Meiner Ansicht nach illustriert dieses Beispiel, daß es möglich ist, Berichte über Kindheitserfahrungen so zu analysieren, daß man Thesen über Idealisierungstendenzen oder Tendenzen zur Leugnung und Bagatellisierung von Problemen empirisch überprüfen kann. Eine solche Überprüfung kann sicher auch auf der Grundlage standardisierter Erhebungsverfahren erfolgen, sofern hinreichende theoretische Vorarbeiten vorliegen und Fallanalysen, deren Ergebnisse zur Konstruktion von Indikatoren herangezogen werden, die über Inkonsistenzen im Erleben und Diskrepanzen zwischen allgemeinen Einschätzungen und Bewertungen einerseits und belastenden und problematischen Einzelerfahrungen andererseits Auskunft geben. Vorerst ist es meiner Ansicht nach jedoch angemessener und realistischer, sich der Analyse von Leugnungs- und Idealisierungstendenzen explorierend, auf der Grundlage offener Erhebungsverfahren zu nähern, und zwar in einer Art und Weise, die freies Erzählen, Nachdenken und die Vermittlung anschaulicher Schilderungen von Kindheitserinnerungen unterstützen, um so Widersprüche, Inkonsistenzen in den allgemeineren und konkreten Aussagen, massivere Gedächtnislücken oder nachträgliche Rechtfertigungen erfahrener Härte herausarbeiten zu können.

Daß die Erhebung und Analyse solcher Abwehr- und Idealisierungstendenzen für ein Verständnis autoritärer Entwicklungen von Bedeutung sein könnte, belegt auch die Arbeit MAINS und GOLDWYNS, die im Vorangehenden vor allem unter methodischen Gesichtspunkten referiert wurde. Die Arbeit hat jedoch auch einen spezifischeren inhaltlichen Bezug zur Autoritarismusforschung. Denn zu ihren zentralen Ergebnissen gehört, wie vorn angedeutet, die Einsicht, daß diejenigen Mütter, die die in ihrer Kindheit erlebten Belastungen an ihre eigenen Kinder weitergeben, zugleich diejenigen sind, die besonders wenig über diese Belastungen nachdenken und die sich mit der Distanzierung von ihren Eltern und einer kritischen Aufarbeitung ihrer Beziehung zu den Eltern besonders schwer tun (vgl. MAIN/GOLDWYN 1984, S. 213 ff.). Der Versuch, die spezifischen Abwehrformen von Autoritären angemessener zu erfassen und nach ihrer Herausbildung zu fragen, scheint mir auch deshalb für die Autoritarismusforschung von großer forschungsstrategischer Bedeutung zu sein: Trifft es zu, daß Autoritäre negative Erfahrungen in besonders auffälliger Wei-

se leugnen? Und wenn ja: Wie entsteht dies? Warum erscheint ihnen eine Situation als wunderbar und befriedigend, die andere in ihrer Rückerinnerung als belastend, enttäuschend oder demütigend beschreiben würden? Haben ihre Eltern sie so erzogen, daß Glück als Tugend und Wehleidigkeit als Laster erschienen? Spielen hierbei narzistische Wünsche eine Rolle – man ist selbst vorbildlich, weil die Eltern vorbildlich waren – oder war die Abwehr und das Leugnen elterlicher Zurückweisungen in der Kindheit einfach funktional für das Aufrechterhalten einer Beziehung, die ohne dieses gekonnte Weggucken nicht erträglich gewesen wäre?

Es ist leider so, daß die hier aufgelisteten Fragen keine rhetorischen sind. Ich wüßte nicht, wie man sie nach dem derzeitigen Stand in der Autoritarismusforschung oder auch in der Attachment-Forschung überzeugend beantworten könnte. Ich meine jedoch, daß die Abwehrthematik im Zusammenhang mit dem Versuch, die Herausbildung autoritärer Dispositionen zu erklären, von großer Bedeutung ist, weil möglicherweise erst die spezifische Verknüpfung von schwierigen Erfahrungen *und* deren Leugnung verständlich macht, daß vergleichbare Kindheitserfahrungen in einem Fall zur Herausbildung depressiver Reaktionen und im anderen Fall zur Externalisierung von Problemen und zur Entwicklung von Aggressionen gegenüber Minderheiten führen.

4. *Schlußbemerkung*

In diesem Artikel habe ich zu zeigen versucht, daß eine Beschäftigung mit den im allgemeinen vernachlässigten qualitativen Traditionen in der Autoritarismusforschung zu einem tieferen Verständnis der Genese autoritärer Dispositionen beitragen kann und daß in der Auseinandersetzung mit diesen Traditionen Vorschläge für neue Akzentsetzungen in der Forschung entwickelt werden können. Im Vergleich zum Ansatz der „Authoritarian Personality“ und der an ihr orientierten Forschung gehören zu den neuen und weiterführenden Thesen und Schwerpunktsetzungen vor allem:

- die stärkere Betonung der narzistischen Problematik im Handeln von Autoritären;
- die intensivere Auseinandersetzung mit jenen Aspekten elterlichen Verhaltens, die als Zuwendung und Responsivität zu beschreiben sind und die für die Herausbildung von Sicherheit in den Beziehungen zu den eigenen Eltern von hervorgehobener Bedeutung sind;
- das Abrücken vom patrizentrischen Weltbild der AP und die stärkere Einbeziehung der Rolle der Mütter bei der Interpretation autoritärer Entwicklungen – bzw. allgemeiner: der Bezugspersonen, die für die Pflege und Versorgung des heranwachsenden Kindes primär zuständig sind;
- eine intensivere Auseinandersetzung mit den Abwehrmechanismen der Autoritären, speziell mit ihren Tendenzen zur Leugnung, nachträglichen Rechtfertigung oder zum Herunterspielen belastender Erfahrungen, wobei die Frage nach der Idealisierung der Eltern oder eines Elternteils als Teilaspekt dieser umfassenden Problematik anzusehen ist.

Die Forschungs-Designs, in deren Rahmen man die hier herausgearbeiteten Thesen und Themenkomplexe weiterverfolgen könnte, müßten sich, wie ich in diesem Artikel verschiedentlich hervorgehoben habe, von den in der Autoritarismusforschung vorherrschenden Modellen unterscheiden. Zum einen müßte Sampling-Problemen mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden. Von der Anlage her ist hierbei beispielsweise die Studie DAVID MANTELLS interessant, in der „Green Berets“ und Kriegsdienstverweigerer miteinander verglichen werden. Wichtig ist auf jeden Fall, daß man sich bei der Auswahl der in Befragungen oder in Beobachtungen einzubeziehenden Personen weniger an Kriterien der Bequemlichkeit und Zugänglichkeit orientiert, wie dies bei den in der Autoritarismusforschung immer wieder beliebten Studentenbefragungen der Fall ist, sondern primär an theoretischen Gesichtspunkten und auf der Grundlage einer Argumentation, die das konkrete soziale Handeln der ausgewählten Personengruppen systematisch mit einbezieht. Und es ist zum anderen wichtig, sich im methodischen Zugang an Verfahren zu orientieren, durch die ein offenes Vorgehen in der Befragung oder Beobachtung unterstützt wird.

Ob es möglich ist, dabei auch mit Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytikern zusammenzuarbeiten – so wie ACKERMAN und JAHODA dies taten –, sei dahingestellt. Welche Lösungen man hier auch immer finden mag: Wichtig scheint mir zu sein, sich klar zu machen, daß der Ansatz einer psychoanalytisch orientierten Sozialpsychologie für die Weiterentwicklung der Autoritarismusforschung nach wie vor relevant ist. Er ist zumindest nicht dadurch erledigt, daß man die Arbeiten der BERKELEY-Gruppe kritisiert. Schließlich sind die Untersuchungen zur autoritären Persönlichkeit vor 40 Jahren geschrieben worden, und seither sind in der Sozialisationsforschung und auch in der psychoanalytisch orientierten Entwicklungspsychologie erhebliche Fortschritte gemacht worden, die man endlich auch in der Autoritarismusforschung zur Kenntnis nehmen sollte.

Anmerkungen

- 1 Der hier verwandte Begriff „autoritär“ ist im Vergleich zu anderen, beispielsweise an die F-Skala gebundenen Verwendungsweisen (vgl. z.B. KIRSCHT/DILLEHAY 1967, S. 6), recht weit gefaßt. Er ist weder an die F-Skala gebunden noch an andere Versuche, das Autoritarismuskonzept in neuen Skalen-Entwürfen zu operationalisieren (z. B. RAY 1976 oder ALTEMEYER 1981), sondern orientiert sich in der Akzentuierung von Vorurteilsneigung an der breiten Verwendungsweise, die dem Titel der „Authoritarian Personality“ zugrundeliegt. Bekanntlich wurde dieser Titel erst relativ spät, nach Abschluß der Forschungstätigkeiten, festgelegt. Er sollte den Bezug zu früheren Arbeiten („Studien über Autorität und Familie“, FROMM, MASLOW) verdeutlichen (vgl. hierzu unter anderem SANFORD 1956, S. 255 f., oder WIGGERSHAUS 1986, S. 458). Als theoretisches Konzept bildete der Autoritarismus-Begriff jedoch keineswegs das Zentrum der Studie, die sich vielmehr mit Antisemitismus, Vorurteilen gegenüber Minderheiten und faschistischen Potentialen befaßte.
- 2 Andere bekannte Studien, die im Kontext der „Studies in Prejudice“ entstanden, sind: „Dynamics of prejudice“ (BETTELHEIM/JANOWITZ), „Prophets of deceit“ (Lö-

- WENTHAL/GUTERMAN) und „Rehearsal for destruction“ (MASSING). All diese Untersuchungen waren vom „AMERICAN JEWISH COMMITTEE“ und einem eigens eingesetzten Gremium der Forschungsordination unterstützt worden, das zunächst von MAX HORKHEIMER geleitet wurde (vgl. BONSS 1982, S. 213).
- 3 Vergleichbare Fallgeschichten, die hier jedoch, weil sie weniger informationsreich sind, nicht berücksichtigt werden, wurden auch mit psychologisch qualifiziertem Personal von Wohlfahrtsorganisationen erarbeitet (vgl. ACKERMAN/JAHODA 1950, S. 16f.).
 - 4 NATHAN ACKERMAN. Aber auch die anderen Mitglieder des Forschungsteams waren an psychoanalytischer Theorie interessiert und kannten zudem, wie ausdrücklich vermerkt wird, die Praxis der Psychoanalyse überwiegend auch aus eigenen Erfahrungen mit psychoanalytischen Behandlungen.
 - 5 Vgl. als Übersicht über alle der Arbeit zugrunde liegenden Fälle – auch die in Wohlfahrtsorganisationen erhobenen – den Anhang der Arbeit S. 95ff. Von diesen werden im folgenden vor allem berücksichtigt die Fälle: 1, 2, 4, 7, 10, 11, 13, 14, 15, 17, 18, 19, 22, 23, 26.
 - 6 In einigen Fällen ist diese als Phänomen allerdings komplizierter zu fassen und zu beschreiben; z. B. lag in einem Fall (17) eine Geisteskrankheit der Mutter vor, mit schwierigen Folgen für Interaktion und Identifikation; in einem anderen Fall (23) ergaben sich Gefühle der Verlassenheit und Zurückweisung aus dem frühen Tod der Mutter und Problemen mit der Stiefmutter; in einem Fall (22) wird von früher Verführung durch die Mutter berichtet und schließlich wird in einem Fall (15) über Nachgiebigkeit der Mutter berichtet, die jedoch mit Dominanz und der Errichtung lang anhaltender Abhängigkeiten verbunden war.
 - 7 Vgl. S. 48ff. Die Autoren ergänzen, daß ihre Evidenzen hier eher dünn sind und daß sie die unvollständige Lösung des ödipalen Konflikts eher aus späteren Lebensumständen erschließen (S. 48). Sie vermerken zudem, daß es ihnen schwer gefallen ist, eine deutliche Beziehung zwischen ödipalen Konflikten und späterem Antisemitismus herzustellen. Am deutlichsten konnten diese Beziehungen im Fall des hier nicht berücksichtigten jüdischen Antisemitismus herausgearbeitet werden (vgl. S. 50ff.).
 - 8 Vgl. zur Diskussion der Studie MANTELLS im Kontext der Attachment-Forschung auch GROSSMANN 1984, S. 146ff.
 - 9 Vgl. zu den Methoden dieser am MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR BILDUNGSFORSCHUNG durchgeführten Untersuchung HOFF u. a. 1983. Einbezogen waren 21 Facharbeiter, die zum Zeitpunkt des Erhebungsbeginns (1980/81) im Durchschnitt 23 Jahre alt waren. Ihr Berufsweg und Lebenslauf wurde bis 1987 kontinuierlich weiter verfolgt (vgl. als neuere Veröffentlichung zu diesem Projekt unter anderen LEMPERT 1988). Ich danke der Forschungsgruppe dafür, daß ich Zugang zu ihrem Datenmaterial und den von ihnen erarbeiteten Einzelfallanalysen hatte. Bei meiner, an Fragen der Autoritarismuskritik orientierten Neuauswertung habe ich mich auf die Interviews der Anfangsphase des Projekts (die biographischen Interviews und ausgewählte Teile der Interviews über moralische Dilemmata) konzentriert. Von den 21 Fällen wurden zudem in meine Analysen nur 19 Fälle einbezogen. Nicht berücksichtigt wurden die Beteiligten, die nicht über den ganzen Zeitraum in die Erhebung einbezogen waren. Für Unterstützung bei der Auswertung danke ich HEIDE HEMPEL und MARTINA SANDEN-MARCUS, für Unterstützung bei der Beschäftigung mit dem Ansatz der Attachment-Forschung und dessen Bedeutung für die Autoritarismusforschung danke ich insbesondere TERESA JOACOBSEN.

Literatur

- ACKERMAN, N. W./JAHODA, M.: Anti-semitism and emotional disorder. A psychoanalytic interpretation. Harper, New York 1950 („Studies in prejudice“; deutsche Übersetzung von Ausschnitten in: ADORNO u. a. 1968).
- ADORNO, T. W./BETTELHEIM, B./FRENKEL-BRUNSWIK, E./GUTERMAN, N./JANOWITZ, M./LEVINSON, S./SANFORD, R. N.: Der autoritäre Charakter. Studien über Autorität und Vorurteil. Band 1 und Band 2, gekürzte deutsche Fassung (1953) der Bände I–III und V der „Studies in prejudice“. Übersetzt und herausgegeben vom INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG, Frankfurt/Main. Verlag de Munter, Amsterdam 1968.
- ADORNO, T. W./FRENKEL-BRUNSWIK, E./LEVINSON, D. J./SANFORD, R. N., in collaboration with B. ARON/M. HERTZ LEVINSON/W. MORROW: The authoritarian personality. New York, Norton Library, 1969. (zuerst 1950; „Studies in prejudice“).
- AINSWORTH, M. D. S.: Infancy in Uganda. Infant care and the growth of love. Baltimore, Johns Hopkins Press 1967.
- AINSWORTH, M. D. S./BELHAR, M. C./WATERS, E./WALL, S.: Patterns of attachment. A psychological study of the strange situation. Erlbaum, Hillsdale, N.J. 1978.
- ALTEMEYER, B.: Right-wing authoritarianism. Canada, The University of Manitoba Press 1981.
- ALTEMEYER, B.: Enemies of freedom. Understanding right-wing authoritarianism. San Francisco/London, Jossey-Bass Publ. 1988.
- BETTELHEIM, B./JANOWITZ, M.: Social change and prejudice including dynamics of prejudice. New York, London, The Free Press of Glencoe 1964. (zuerst 1950; „Studies in prejudice“; deutsche Übersetzung von Ausschnitten in: ADORNO u. a. 1968).
- BONSS, W.: Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt/Main, Suhrkamp 1982.
- BOWLBY, J.: Attachment and loss. Vol. 1, Attachment. New York, Basic Books 1969. (Deutsch: Bindung. Frankfurt/Main 1984).
- BOWLBY, J.: Attachment and loss. Vol. 2, Separation. Anxiety and anger. New York, Basic Books 1973.
- BOWLBY, J.: A secure base. Clinical applications of attachment theory. London, Routledge 1988.
- BRETHERTON, I./WATERS, E. (Hrsg.): Growing points of attachment. Theory and research. Monographs of the Society for Research in Child Development. Serial No. 209, Vol. 50, Nos. 1–2. Chicago, Univ. of Chicago Press 1985.
- BRETHERTON, I.: Attachment theory: Retrospect and prospect. In: BRETHERTON/WATERS (Hrsg.) 1985, S. 3–35.
- CHRISTIE, R./COOK, P.: A guide to published literature relating to the authoritarian personality through 1956. In: The Journal of Psychology 45 (1958), S. 171–199.
- FROMM, E.: Sozialpsychologischer Teil. In: INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG 1936, S. 77–135.
- GROSSMANN, K. E.: Die Ontogenese kindlicher Zuwendung gegenüber Bezugspersonen und gegenüber Dingen. In: EGGERS, C. (Hrsg.), Bindungen und Besitzdenken beim Kleinkind. München/Wien/Baltimore, Urban & Schwarzenberg 1984, S. 121–154.
- HEITMEYER, W.: Rechtsextremistische Orientierungen bei Jugendlichen. Empirische Ergebnisse und Erklärungsmuster einer Untersuchung zur politischen Sozialisation. Weinheim/München, Juventa 1987.
- HINDE, R. A./STEVENSON-HINDE, J.: Relationships within families. Mutual influences. Oxford, Clarendon Press 1988.
- HOFF, E./LAPPE, L./LEMPERT, W.: Methoden zur Sozialisation junger Facharbeiter.

- Teil I und II. Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 24. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin 1983.
- HOPF, C.: Zur Aktualität der Untersuchungen zur „autoritären Persönlichkeit“. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE), 7 (1987), H. 3, S. 162–177.
- INSTITUT FÜR SOZIALFORSCHUNG: Studien über Autorität und Familie. Paris, Librairie Félix Alcan 1936.
- KIRSCHT, J. P./DILLEHAY, R. C.: Dimensions of authoritarianism: A review of research and theory. Lexington, University of Kentucky Press 1967.
- LEMPERT, W.: Soziobiographische Bedingungen der Entwicklung moralischer Urteilsfähigkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 40 (1988), S. 40–61.
- LÖWENTHAL, L./GUERMAN, N.: Falsche Propheten. Studien zur faschistischen Agitation. In: LÖWENTHAL, J.: Schriften. Hrsg. von H. DUBIEL. Frankfurt/Main, Band 3, Suhrkamp, 1982, S. 11–159. (zuerst 1949; „Studies in prejudice“).
- MAIN, M./GOLDWYN, R.: Predicting rejection of her infant from mother's representation of her own experience: Implications for the abused-abusing intergenerational cycle. In: Child Abuse & Neglect, Bd. 8 (1984), S. 203–217.
- MAIN, M./WESTON, D. K.: Avoidance of the attachment figure in infancy: Descriptions and interpretations. In: PARKES, C. M./STEVENSON-HINDE, I. (Hrsg.) 1982, S. 31–59.
- MANTELL, D. M.: Familie und Aggression. Zur Einübung von Gewalt und Gewaltlosigkeit. Frankfurt/Main, Fischer 1972.
- MASSING, P. W.: Vorgeschichte des politischen Antisemitismus. Frankfurt/Main, EVA 1959. (zuerst 1949; „Studies in prejudice“).
- PARKES, C. M./STEVENSON-HINDE, J. (Hrsg.): The place of attachment in human behavior. New York, Basic Books 1982.
- RAY, J. J.: Do authoritarian attitudes. In: Human Relations 29 (1976), S. 307–325.
- ROKEACH, M.: The open and closed mind. Investigations into the nature of belief systems and personality systems. New York, Basic Books 1960.
- SANDLER, J./FREUD, A.: Die Analyse der Abwehr. Stuttgart, Klett 1989.
- SANFORD, N.: The approach of the authoritarian personality. In: J. L. McCARY (Hrsg.), Psychology of personality. Six modern approaches. New York, Logos Press 1956, S. 253–319.
- SCHUMANN, S.: Rechtsautoritäre (politische) Einstellungen und verschiedene Persönlichkeitsmerkmale ihrer Vertreter. Forschungsbericht 84.01, Fachbereich Pädagogik, Hochschule der Bundeswehr, München 1984 a.
- SCHUMANN, S.: Rechtsautoritäre (politische) Einstellungen und das Selbst- bzw. Weltbild ihrer Vertreter. Forschungsbericht 84.02, Fachbereich Pädagogik, Hochschule der Bundeswehr, München 1984 b.
- SROUFE, L. A.: Infant-caregiver attachment and patterns of adaption in preschool: The roots of maladaptation and competence. In: Development and policy concerning children with special needs. The Minnesota Symposia on Child Psychology, Bd. 16. Hillsdale, N. J., und London, Erlbaum 1983, S. 41–83.
- SROUFE, L. A./FLEESON, J.: Attachment and the construction of relationships. In: HARTUP, W. W./RUBIN, Z. (Hrsg.): Relationships and development. Hillsdale N. J., und London, Erlbaum 1986, S. 51–71.
- SROUFE, L. A./FLEESON, J.: The coherence of family relationships. In: HINDE, R. A./STEVENSON-HINDE, I. (Hrsg.) 1988, S. 27–47.
- WIGGERSHAUS, R.: Die Frankfurter Schule. Geschichte. Theoretische Entwicklung. Politische Bedeutung. München/Wien, Hanser 1986.

Abstract

Authoritarianism and social relations within the family – Qualitative studies on the genesis of authoritarian dispositions

Since the appearance of "Studien über Autorität und Familie" and the studies on the "Authoritarian Personality", interest in family contexts has become a central part in interpreting the genesis of authoritarian dispositions. The results of these studies and their tenets nonetheless still come under criticism today (see, e.g. ALTEMEYER, 1988). In the current article this question is re-examined in the light of qualitative studies on authoritarianism (among other ACKERMAN and JAHODA, MANTELL). These are studies, which are often neglected because of the dominant measurement orientation in research on authoritarianism. The question is raised whether re-analyses can possibly clarify issues. The role of motherchild relationships will be given special weight, as will an attempt to integrate new socialization and developmental theories (e.g. BOWLBY, AINSWOTH, etc.) with research on authoritarianism.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Christel Hopf, Universität Hildesheim, Institut für Sozialwissenschaften, Marienburger Platz 22, 3200 Hildesheim.